



CHRISTIAN KÄRGER, aufgewachsen im Allgäu, studierte an der Hochschule für Fernsehen und Film und arbeitete 30 Jahre als Drehbuchautor in München. Über 100 seiner Drehbücher wurden für Kino und TV verfilmt. Der Autor lebt heute in Memmingen.

Außerdem von Christian Kärgen lieferbar:

Dinge, die mir gehören. Thriller

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Christian Kärgler

SCHARF SCHÜTZE

THRILLER



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © 2019 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Favoritbüro

Umschlagmotiv: shutterstock/©Steve Collender;
shutterstock/©Black creator

Redaktion: Annika Krummacher

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10310-3

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Pleased to meet you
Hope you guess my name
But what's puzzling you
Is the nature of my game
I shouted out,
Who killed the Kennedys?
When after all
It was you and me*

*Aus: Sympathy for the Devil
von Mick Jagger/The Rolling Stones*

TEIL I

Can you live on a knife-edge?

PROLOG

»Psycho Killer, qu'est-ce que c'est?

Fa, fa, fa, fa, fa, far better

Run, run, run, run, run away

Psycho Killer, qu'est-ce que c'est?«

In den Kopfhörerstöpseln, die er sich in die Ohren geklemmt hat, hämmert die Musik.

Talking Heads.

Psycho Killer.

In seinem Kopf ist es höllisch laut, und ihm ist höllisch heiß. Den Refrain des Songs singt er aus vollem Hals mit, während er sich mit einem Tuch den Schweiß abwischt.

Er sitzt an einer Werkbank in einer fensterlosen Halle mit kahlen Betonwänden. Sie hat die Ausmaße einer Tennishalle, ist aber bis auf die Werkbank, einige Schränke und Regale und einen matt lackierten braunen Pick-up leer. An der Wand über der Werkbank hängen Werkzeuge, wohlsortiert und geordnet nach Funktion und Größe. In Regalen und auf Rollschränken stehen PCs und Bildschirme unterschiedlicher Bauart und Größe, verbunden durch Kabelbündel. In Kartons befinden sich Elektronikteile: Festplatten, Keyboards, Tastaturen, Soundkarten, Router, Drucker.

In einer aufgeklappten Metallkiste stecken Handfeuerwaffen in maßgeschneiderten Schaumstoffvertiefungen. Ein zweiter, längerer Metallkoffer enthält die Einzelteile eines Scharfschüt-

zengewehrs samt Zielfernrohr und aufschraubbarem Mündungsfeuerdämpfer, es ist ein mehrschüssiges Repetiergewehr, im Militärjargon G 22 genannt.

Der Minutenzeiger der billigen Küchenuhr im Sichtfeld des Mannes rückt mit einem Klicken auf die Zwölf vor, der Stundenzeiger steht auf der Drei.

Der Mann wirft einen kurzen Blick auf das Ziffernblatt und vertieft sich dann wieder im Licht einer hellen Zahnarztlampe ganz in seine Arbeit.

»Psycho Killer, qu'est-ce que c'est?

Fa, fa, fa, fa, fa, far better

Run, run, run, run, run away

Psycho Killer, qu'est-ce que c'est?«

Er ist noch keine vierzig Jahre alt, seine Haare sind militärisch kurz geschnitten, er hat Aknenarben auf Stirn und Wangen, und seine durchtrainierten Unter- und Oberarme sind übersät mit farbigen Tattoos, die von einem Meister seines Fachs gestochen worden sind. Die Motive, die nahtlos ineinander übergehen, entstammen dem fantastischen Universum von William Blake. Drachen, Engel, rätselhafte und unheimliche Mischwesen in Menschen- und Tiergestalt, eine explodierende Sonne.

Es ist Hochsommer, die Luft ist stickig, und der kleine Tischventilator, der im Regal auf Kopfhöhe steht, ist abgeschaltet, weil schon der kleinste Luftzug das filigrane Werk des Mannes beeinflussen und vor allem die exakt ausgewogenen Pulvermengen für das, was er herstellt, durcheinanderbringen könnte. Es gibt keine Kühlung, bis er seine Arbeit beendet hat.

Deshalb perlt ihm der Schweiß an Stirn und Schläfen herunter. Das Amphetamin und das andere pharmazeutische Zeug, das er eingeworfen hat, verstärken die Schweißbildung, aber

gnadenlose Hitze ist er gewohnt. Er war in Afghanistan und in Mali.

Alle paar Minuten wischt er sich mit einem fleckigen Tuch ab, ist ganz darauf konzentriert, keine Fehler bei seiner haarigen Präzisionstüftelei zu machen. Wenn ihm ein Schweißstropfen ins Auge gelangen würde, der brennt und ihn unfreiwillig zum Zwinkern zwingt, wäre er möglicherweise einen Moment lang nicht sorgfältig genug.

Und das kann er sich nicht leisten.

Bei den Patronen vom Kaliber .300 Winchester Magnum, die er für seine Zwecke mit der Wiederladepresse unter der starken Vergrößerungslupe selbst fertigt, darf er keinen Blindgänger produzieren, das würde seine ganze Mission infrage stellen.

Seine Hände stecken in ungepuderten Chirurgenhandschuhen, damit auch nicht der Bruchteil eines Fingerabdrucks auf die glatte Oberfläche der Patronenhülsen gelangt.

Neben den bereits fertigen Patronen ist alles akkurat aufgereiht, was er für die Herstellung braucht: eine Pulverwaage, ein Satz Matrizen, leere Hülsen, Anzündhütchen, Treibladungspulver.

Der Mann hat schon das Zündhütchen platziert, die Hülse wird mit der exakt abgewogenen Menge an Pulver befüllt, das Geschoss wird gesetzt, und der Hülsenmund wird eingezogen.

»Yeah, yeah

We are vain and we are blind

I hate people when they're not polite

Psycho Killer, qu'est-ce que c'est?«

Er entnimmt der Wiederladepresse die letzte fertige Patrone und unterzieht sie einer genauen Überprüfung unter der Vergrößerungslupe. Mit dem Ergebnis ist er zufrieden.

Erleichtert lehnt er sich zurück, pult sich die Ohrstöpsel her-

aus und drückt die fünf eigens für seine Zwecke produzierten Patronen in ein leeres Magazin. Es ist das vierte – drei weitere Magazine mit der speziellen Munition sind daneben bereits aufgereiht. Anschließend säubert er die Werkbank, indem er mit einem Handbesen sorgfältig jeden Metallspan und jedes Pulverkorn in einen Abfalleimer kehrt.

Jetzt kann er auch endlich den Ventilator anschalten. Der Propeller hinter dem Schutzgitter kommt schnell auf Touren, der Ventilator dreht sich stoisch von links nach rechts und wieder zurück. Mit geschlossenen Augen hält der Mann sein Gesicht in den Luftstrom und genießt die kühlende Wirkung.

Doch noch kann er nicht zum gemütlichen Teil der Nacht übergehen. Zuerst müssen die benutzten Werkzeuge penibel aufgeräumt werden, jedes kommt an seinen angestammten Platz. Erst dann öffnet er die Tür eines kleinen Kühlschranks unter der Werkbank und holt eine Flasche Bier heraus. Er drückt das kalte Glas gegen seine Stirn, hebt mit seinem Einwegfeuerzeug geschickt den Kronenkorken auf und lässt ein paar lange, erfrischende Schlucke die Kehle hinunterrinnen.

Mit der Flasche in der Hand setzt er sich wieder auf seinen Stuhl, rollt zum Monitor, steuert mit der Maus die Menüleiste an und klickt eine Videodatei an.

Auf dem großen Bildschirm erscheint eine amerikanische Dokumentation mit einer Analyse des Zapruder-Films, der am 22. November 1963 vom gleichnamigen Hobbyfilmer in Dallas, Texas, aufgenommen wurde. In 19,3 Sekunden zeigt er die verhängnisvolle Fahrt der Wagenkolonne des amerikanischen Präsidenten die Elm Street entlang über die Dealey Plaza und das anschließende Attentat auf John F. Kennedy, der neben seiner Gattin auf dem Rücksitz der offenen Stretchlimousine sitzt. Einzelbild für Einzelbild wird der genaue Ablauf gleichsam seziiert

und im Off kommentiert. Es sind genau 486 digital überarbeitete Frames, allerdings ohne Ton. Zapruders Bell & Howell Zoomatic war für die damalige Zeit hochmodern, aber eben nur eine Stummfilmkamera im 8-mm-Format. Man kann zwar die Auswirkungen der Schüsse auf die Wageninsassen sehen, sie aber nicht hören – obwohl man glaubt, es zu tun.

So tief haben sich die Bilder der albatraumhaften Ereignisse ins kollektive Gedächtnis der Menschheit eingegraben.

Sie sind in ihrer Wucht und Wirkung nur mit den Aufnahmen der Flugzeuge von 9/11 zu vergleichen, die in die Zwillingstürme des World Trade Centers rasen.

Der Mann im T-Shirt muss den Film schon unzählige Male gesehen haben. Er zielt mit dem Finger, und immer dann, wenn ein Schuss fallen muss, sagt er: »Peng!« Er kann den Blick einfach nicht von den bonbonbunt wirkenden Kodachrome-Farben auf dem Bildschirm abwenden. Wie gebannt starrt er auf Kennedy, der in Frame 232 die Arme hochreißt, weil eine Kugel von hinten seinen Rücken durchschlägt und vorne am Hals austritt. Trotz des Einschlagimpulses wird sein Oberkörper nicht nach vorne geschleudert, was nach physikalischen Gesetzmäßigkeiten der Fall sein müsste. John F. Kennedy kippt nur leicht nach links gegen seine Frau, weil er wegen einer alten Rückenverletzung ein Stützkorsett trägt, das ihn aufrecht hält.

Was fatale Auswirkungen hat – ausgerechnet das Hilfsmittel, das dem Präsidenten das Leben erleichtern soll, trägt mit dazu bei, dass er das Leben verliert.

In Frame 313, dem Bild, das lange Zeit auf Drängen des Urhebers und auf Anordnung von FBI und CIA nicht gezeigt werden durfte, wird der Kopf des 35. Präsidenten der USA getroffen und explodiert in einer roten Wolke aus Blut, Gewebe, Gehirnmasse und Knochen.

In Frame 360 krabbelt die First Lady Jacqueline Kennedy in ihrem himbeerfarbenen Chanel-Kostüm und dem gleichfarbigen Pillbox-Hut voller Panik und scheinbar schutzsuchend nach hinten auf den Kofferraum der schweren, offenen Limousine. Mittlerweile geht man davon aus, dass sie nicht zu fliehen versucht, sondern im Schockzustand Gehirnmasse ihres Gatten auf sammeln will. Im Folgenden wird sie von einem aufspringenden Leibwächter des Secret Service in den Wagen zurückgedrängt, bevor die Kolonne Fahrt aufnimmt und aus dem Blickwinkel der Kamera in einer Unterführung verschwindet.

Es gibt die Theorie, dass die von Lee Harvey Oswald abgefeuerten drei Schüsse nicht, wie lange Zeit angenommen, in 5,6 Sekunden, sondern in elf Sekunden abgegeben wurden. Die Annahme einer elfsekündigen Schussfolge lässt es noch wahrscheinlicher erscheinen, dass Oswald ein Einzeltäter war, was unzähligen Verschwörungstheoretikern aus wissenschaftlicher Sicht endgültig den Wind aus den Segeln nehmen würde.

Schließlich gab es jede Menge Experten, die es für unmöglich hielten, dass aus einem Repetiergewehr billigster Machart, einem italienischen Mannlicher-Carcano 91/38 aus dem Versandhandel für 12 Dollar 78 Cent, binnen 5,6 Sekunden drei Schüsse abgegeben werden konnten, von denen zwei auch noch trafen, und das über 73 Meter beziehungsweise 81 Meter Entfernung aus einem Fenster im sechsten Stockwerk eines Lagerhauses.

Aber nach heutigem Wissensstand hat diese minderwertige Waffe tatsächlich den mächtigsten Mann dieses Planeten innerhalb weniger Herzschläge vom Leben zum Tode befördert.

Der Mann stoppt den Film und steht auf. Er nimmt noch einen Schluck aus der Bierflasche, stellt sie ab und greift in die Metallkiste mit dem Scharfschützengewehr. Mit professioneller

Routine setzt er das G 22 samt Zielfernrohr zusammen, ohne es zu laden. Er visiert damit im Stehen eine Zielscheibe auf der gegenüberliegenden Wand an, die schwarze Silhouette eines menschlichen Körpers. Aber der Mann zielt nicht auf das Herz, sondern auf den Kopf. Er setzt das Gewehr noch einmal ab und drückt mit der linken Hand auf eine digitale Stoppuhr. Sobald die Uhr läuft, reißt er den Gewehrschaft in einer einzigen flüssigen Bewegung an die rechte Wange, visiert den Kopf der Zielscheibe an, drückt ab, repetiert, zielt, drückt ab, repetiert.

Nach fünf angetauschten Schüssen hält er mit einer schnellen Handbewegung die Stoppuhr an.

Fünf Schüsse in 9,7 Sekunden.

Der Mann ist mit sich zufrieden, nimmt das Gewehr wieder auseinander und macht sich daran, es zu reinigen, obwohl es nicht benutzt worden ist.

Es ist wohl eher eine Art Ritual.

Das ihm die Gewissheit verleiht, mindestens so gut zu sein wie Lee Harvey Oswald.

Nur dass sein G 22 dem Mannlicher-Carcano um Lichtjahre überlegen ist. Und die von ihm selbst hergestellte Munition wesentlich zuverlässiger und schneller als Oswalds herkömmliche 7,35x51-mm-Patronen, die zum Zeitpunkt des Attentats auf Kennedy genauso alt waren wie das Gewehr: nämlich dreiundzwanzig Jahre.

Aber letzten Endes kommt es immer auf den Schützen an. Lee Harvey Oswald war ein bei den US-Marines ausgebildeter Scharfschütze.

Ein Profi, der genau wusste, was er tat – wenn auch nur in dem einen entscheidenden Augenblick, als die Wagenkolonne mit dem Präsidenten in sein Blick- und Schussfeld kam.

Ein Profi wie der Mann im weißen T-Shirt mit den Tattoos

auf den Armen, der sich die Ohrstöpsel wieder ansteckt, die Bierflasche austrinkt und den nächsten Song von Talking Heads hört, ihren größten kommerziellen Hit.

Burning down the house.

Während er den Lauf der G 22 beinahe liebevoll im Rhythmus der Musik mit Waffenöl einreibt, summt er leise mit.

»Watch out, you might get what you're after

Cool babies, strange but not a stranger

I'm an ordinary guy

Burning down the house ...«

EINS

Paul Simon träumt.

Es ist ein wiederkehrender Albtraum, der ihn in unregelmäßigen Abständen quält. Immer dann, wenn er denkt, er wäre ihn endlich für alle Zeiten los.

Aber er lässt ihn nicht los.

Sein zweites Ich, sein Zwillingbruder, von dessen Existenz er nichts gewusst hatte, der ihn nach langer Suche aufgespürt, observiert und in eine tödliche Falle gelockt hatte, ist wieder einmal am Fußende seines Betts aufgetaucht und sieht ihn vorwurfsvoll an. Sagen kann er nichts, denn seine Lippen sind mit Sicherheitsnadeln verschlossen. Er steht dabei in Flammen, die seinen Körper wie ein Heiligenschein umlodern, ohne ihn zu verbrennen.

Dabei ist sein Bruder tatsächlich verbrannt, mehr als Asche und ein paar Knochen sind nicht übrig geblieben, nachdem Paul Simon ihn mit Benzin übergossen und durch ein Fenster aus dem zwölften Stock ins Jenseits geschickt hat.

Aber selbst von dort aus gibt er keine Ruhe und schaut als Gast aus der Hölle immer mal wieder des Nachts bei Paul Simon vorbei, um ihn in seinen Träumen heimzusuchen und ihn daran zu erinnern, wie dünn der Firnis zwischen Gut und Böse ist.

Und dass man bei einem menschlichen Gehirn nicht einfach auf »Löschchen« drücken kann, damit bestimmte Erinnerungen auf ewig im mentalen Nirwana verschwinden.

Wenn Paul wach ist und sich an seine Albträume erinnert,

wünscht er sich jedes Mal so eine Delete-Taste. Aber dieser Wunsch ist ungefähr so realistisch wie eine Zeitmaschine, mit der man in frühere Zeiten zurückkehren und Unrecht wiedergutmachen kann.

Nein, er muss lernen, mit seiner eigenen Schuld und Vergangenheit zu leben.

Und das weiß er nur zu gut.

Aber ein Bewusstsein für das einzig Richtige zu haben, heißt noch lange nicht, dass damit alles besser wird.

Paul Simons Zwillingbruder ist beileibe nicht der Einzige, der sich bei aller Willenskraft nicht verscheuchen lässt.

Auch andere Gespenster aus der Vergangenheit suchen ihn gelegentlich in seinen Träumen heim. Stellvertreter des Bösen, mit denen Paul Simon im Laufe seiner Arbeit als Kommissar bei der Münchener Mordkommission zu tun gehabt hat.

Das ist der Grund, weshalb er seinen Dienst bei der Kriminalpolizei quittiert hat.

Das und die Tatsache, dass er zum zweiten Mal Vater geworden ist und seine Frau ihn vor die Wahl gestellt hat – Menschenjäger oder Familienvater. Eine Alternative gibt es nicht. Und beides zusammen ist für Paul Simon nicht zu vereinbaren. Er kann nicht nach Hause kommen und seinen Job einfach im Präsidium zurücklassen. Die verstörenden Bilder von Ermordeten und blutbesudelten Leichenfundorten, die dreisten Lügen der Tatverdächtigen, den Hass, die Brutalität, die nackte Gewalt und den blanken Horror, den Paul Simon wie kein Zweiter spürt, wenn er mit einem neuen Tatort konfrontiert ist.

Weil er dafür ein spezielles Sensorium hat. Selbst den Gestank und den Dreck kann er dabei ausblenden.

Für kriminalistische Ermittlungen ein Segen, für seine Seele und sein psychisches Gleichgewicht ein Fluch.

Von irgendwo her dringt Babygreinen an seine Ohren.

Seit der Geburt seiner zweiten Tochter ist Paul Simon innerlich darauf geeicht, sofort davon aufzuwachen, selbst wenn sein Unterbewusstsein gerade in noch so tiefe menschliche Abgründe verstrickt ist.

Durch das Weinen ist das Phantom des Zwillingbruders am Fußende des Bettes irritiert. Es schaut sich um, verpixelt und löst sich schließlich auf.

Es dauert nur einen Atemzug, bis Paul Simon wahrnimmt, dass das Quengeln Wirklichkeit ist und kein weiteres Produkt seiner unbewussten Gehirntätigkeit in der Amygdala, dem Teil des Temporallappens, das ihm immer aufs Neue etwas vorgaukelt, was er verdrängen und vergessen will.

Ruckartig setzt er sich auf und merkt, dass er schweißgebadet ist.

Es ist mitten im Hochsommer, und selbst in der Nacht kühlt es nicht auf erträgliche Temperaturen ab.

Er beruhigt seine Frau, die neben ihm liegt, nach ihm tastet und schlaftrunken etwas vor sich hin murmelt.

»Bleib liegen, ich mach das schon«, flüstert er.

Dann steht er auf und geht an das Kinderbett, das im ehelichen Schlafzimmer untergebracht ist. Er holt seine kleine Tochter heraus und legt sie behutsam an die Schulter, um sie zu trösten. Sie zähnt, und er trägt sie in die Küche, um seine Frau nicht weiter zu stören, sie braucht ihren Schlaf. Auf der Anrichte steht schon der abgekühlte Tee aus fünf aufgekochten Gewürznelken bereit. Er taucht seinen Finger in den Tee und reibt damit sanft das Zahnfleisch von Isabelle ein, die sich schnell wieder beruhigt.

Als er mit seiner kleinen Tochter auf dem Arm noch vorsichtig einen kurzen Blick in das Zimmer seiner zwölfjährigen

Tochter Magdalena wirft und sie im Schein ihrer Schlaflampe friedlich schlummern sieht, weiß er wieder, dass seine Entscheidung richtig war, den Job hinzuschmeißen und erst einmal den Hausmann zu geben.

Er wiegt seine Kleine in den Armen und summt dazu leise eine Melodie, die ihm in den Sinn kommt.

Das beruhigt Isabelle und ihn gleichermaßen.

Das Mädchen sollte Gerlinde oder Isabelle heißen, darauf war es noch vor der Geburt nach langer und heftiger Diskussion im Familienrat hinausgelaufen. Magdalena sollte das letzte Wort bei der Namenswahl haben, das hatten Paul und Amelie per Augenkontakt beschlossen, den Magdalena sehr wohl registriert und richtig gedeutet hatte.

Ihrer schwerwiegenden und verantwortungsvollen Aufgabe bewusst, reizte Magdalena ihren Trumpf bis zum Äußersten aus. Für solche Situationen hatte sie schon immer ein besonderes Faible. Wie ihr Vater, der bei seinen Vernehmungen im Morddezernat immer ganz genau gewusst hatte, wie sehr einem Verdächtigen simples Schweigen zusetzen konnte und wie er das als Waffe einsetzen musste.

Natürlich tat Magdalena nur so, als würde sie noch überlegen.

Ihr Vater und ihre Mutter sahen sie auffordernd an.

Isabelle oder Gerlinde?

»Gerlinde ist mega-uncool«, konstatierte Magdalena endlich.

»Warum?«, wollte Amelie wissen. »Deine Oma heißt so.«

»Aber Oma ist alt. Gerlinde, so heißen höchstens die Mädchen in Fantasyromanen«, meinte Magdalena neunmalklug.

»Also Isabelle«, seufzten die Eltern synchron auf, froh und erleichtert darüber, dass Magdalena ihnen die endgültige Entscheidungsfindung abgenommen hatte.

Paul Simon legt Isabelle zurück in ihr Bettchen, deckt sie zu und schlüpft zu seiner Frau unter die warme Bettdecke. Sie zieht ihn an sich, und er merkt, dass er wieder einschlafen kann.

Als sie sich so eng an ihn schmiegt, ist er sich sicher, dass sich kein Gespenst aus der Vergangenheit mehr manifestieren und ihn heimsuchen wird.

Zumindest in dieser Nacht nicht.

ZWEI

Eine verlassene Kiesgrube im Nordosten von München. Die Sonne brennt gnadenlos vom wolkenlosen Himmel herunter, seit Wochen ist es brütend heiß, das sonst so grüne, unbewirtschaftete Brachland wirkt wegen der anhaltenden Trockenheit braun und fleckig wie eine Steppenlandschaft. Oben am stahlblauen Himmel verblassen nach und nach die zahlreichen Kondensstreifen der Flugzeuge, die ihren Kreuzungspunkt genau über der Kiesgrube zu haben scheinen.

Im Drei-Minuten-Takt starten und landen Flugzeuge am nördlichen Horizont. Zum Flughafen ist es nicht weit, das An- und Abschwelen von dröhnenden Triebwerken ist in dieser Gegend eine latente Lärmkulisse.

Am Waldrand taucht eine Staubwolke auf. Ein Pick-up in braunem Mattlack schält sich aus der flirrenden Hitze und kommt auf einem unbefestigten Feldweg näher.

Am Steuer sitzt der Mann mit den Tattoos. Er hat eine verspiegelte Sonnenbrille auf und ein Basecap mit der Aufschrift »Highway to Hell« tief ins Gesicht gezogen.

Der Pick-up hält kurz am Zufahrtsweg zur gigantischen Grube, die wie ein durch einen Meteoriteneinschlag entstandener Krater inmitten der sonst unberührten Landschaft liegt. Sie ist tief und hat etwa die vierfachen Ausmaße einer Fußball-Arena. Die eine Hälfte des ovalen Kessels wird von einem grünlich schimmernden Grundwassersee eingenommen. Auf der

trockenen Hälfte steht wie ein erstarrter Riesendinosaurier eine verrostete Förderanlage, ein Relikt aus den Zeiten des Kiesabbaus. Ein steiler Zufahrtsweg windet sich serpentinenartig vom Rand bis zum Grund der Grube. Der Mann steuert die Abfahrt an und gleitet langsam mit seinem Pick-up hinunter.

Unten angekommen, steigt er aus und blickt sich auf dem Gelände um.

Er nimmt nacheinander fünf mit Paketklebeband umwickelte Wassermelonen von der Ladefläche und stellt sie in einer Reihe auf das Förderband. Dabei stützt er sie sorgfältig mit Steinen ab, damit sie nicht umfallen.

Dann fährt er wieder hoch zum Kraterrand, steigt auf die Ladefläche des Pick-ups und sucht von seiner erhöhten Position aus die Gegend nach allen Seiten gründlich mit einem Feldstecher ab.

Als er sicher sein kann, dass weit und breit kein Mensch zu sehen ist, holt er aus einer Kiste auf der Ladefläche des Pick-ups den länglichen Metallkoffer und daraus das Präzisionsgewehr mit Zielfernrohr, dessen Teile er buchstäblich im Handumdrehen zusammensetzt. Er fixiert das G 22 mit einem Zweibein am Boden und bestimmt mit einem optischen Entfernungsmesser den genauen Abstand zum Förderband.

472,5 Meter.

Das ist annähernd die Entfernung, die er im Ernstfall für sein Vorhaben zur Verfügung hat.

Ein Klacks für sein Gewehr, seine Munition, sein Können und seine Erfahrung.

Er rollt eine Matte hinter dem G 22 aus und legt sich bäuchlings darauf, dann nimmt er die Sonnenbrille ab, schraubt den Mündungsfeuerdämpfer auf, um eine absolut praxisnahe Schussfolge abgeben zu können, legt das Gewehr an und

schmiegt seine rechte Augenhöhle an das Okular des Zielfernrohrs. Er wartet, bis sich sein Atem beruhigt hat. Es ist heiß, er wischt sich den Schweiß mit einem Tuch ab, legt seine rechte Wange erneut an die Schaftbacke und konzentriert sich.

Der schrille Schrei eines Greifvogels irritiert ihn.

Er äugt nach oben.

Ein Mäusebussard schraubt sich über der Kiesgrube im Aufwind in die Höhe.

Der Mann lächelt, holt tief Luft, atmet aus und visiert die erste Melone erneut an.

Ein Schuss, das Fruchtfleisch explodiert in einer roten Wolke. In einer einzigen flüssigen Bewegung repetiert er, setzt auf die zweite Melone an, schießt erneut ...

Fünf Schüsse, fünf Volltreffer.

Nichts Außergewöhnliches bei dieser Entfernung, diesem Gewehr und diesem Mann am Abzug.

Er sieht zufrieden auf seine Uhr: zehn Sekunden.

Dann steht er auf, rollt die Matte zusammen, setzt die Sonnenbrille wieder auf, nimmt das G 22 auseinander und legt die Einzelteile in den Koffer zurück, den er in der Kiste auf der Ladefläche verstaut. Den Deckel klappt er zu und verschließt ihn mit einem Vorhängeschloss.

Er will schon in den Pick-up steigen, als er innehält, noch einmal kehrtmacht und die fünf Geschosshülsen aufsammelt. Er sieht sie an, als wären es wertvolle Diamanten. Schließlich steckt er sie in seine Hosentasche, klettert zurück auf die Ladefläche, sperrt die Kiste auf, holt einen Klappspaten hervor, springt herunter und gräbt damit ein Loch, in das er die Patronenhülsen nacheinander hineinfallen lässt.

Die Geste hat etwas Endgültiges.

Wie eine kultische Handlung.

Es sieht aus, als würde man Erde auf den Sargdeckel in einem frisch ausgehobenen Grab prasseln lassen.

Dies ist ein Abschied, endgültig und unwiederbringlich.

Anschließend schüttet er das Loch wieder zu, stampft die Erde mit seinen Desert-Boots fest, legt den Klappspaten in die Kiste zurück und sperrt sie wieder ab. Dann klettert er auf den Fahrersitz seines Pick-ups und fährt in einer Staubwolke in südlicher Richtung davon.

Der Bussard, der sich unablässig weiter nach oben schraubt, ist nur noch ein winziger Punkt am stahlblauen Himmel.

Fast so hoch wie die pausenlos kreuzenden Flugzeuge.

DREI

Magdalena hat die Hände vor den geschlossenen Augen und zählt gewissenhaft, aber gegen Ende immer schneller werdend bis fünfzig.

Dann nimmt sie die Hände weg und sieht sich um.

»Ich komme!«, ruft sie mit lauter Stimme und horcht in den Wald hinein.

Aber es kommt keine Antwort.

Das hat Magdalena auch nicht anders erwartet.

Unsicher macht sie ein paar Schritte zwischen die dicht stehenden Bäume, bleibt stehen, dreht sich um ihre eigene Achse und versucht, sich daran zu erinnern, in welcher Richtung sie zuletzt ihren Vater hat davonhuschen hören.

Auf dem Waldweg wartet Magdalenas Mutter mit der Hand am Kinderwagen, in dem Isabelle liegt und schläft.

Dass die Simons zu viert sind – daran hat sich Magdalena inzwischen gewöhnt.

Ihre Mutter Dr. Amelie Simon hat nach einem Jahr Elternzeit ihre Arbeit in der Pränatalabteilung der Rotkreuzklinik wieder aufgenommen, und ihr Vater ist seit der Geburt von Magdalenas Schwester ganz in seiner neuen Rolle als Hausmann aufgegangen.

Anfangs war Magdalena über den Familienzuwachs nicht gerade erfreut. Besonders dann, wenn sie – was selten vorkam – ganz allein auf Isabelle aufpassen musste. Dann hatte sie das

Gefühl, vom Leben ihrer Freundinnen völlig abgeschottet und auf einem fernen Planeten zwangsverpflichtet zu sein.

Mittlerweile hat sie jedoch ihren Frieden mit ihrer aufgeweckten kleinen Schwester gemacht, ja, sie ist geradezu vernarrt in sie, worüber insbesondere ihre Mutter mehr als glücklich ist.

Amelie Simon hatte Schlimmstes befürchtet, seit Magdalena die Monopolstellung als Papas Liebling verloren hatte. Aber Magdalena weiß immer noch, wie sie ihren Vater um den Finger wickeln kann.

Der Höhepunkt des Tages ist, dass ihr Papa sich im Wald versteckt und sie ihn finden muss. Denn vielleicht wird damit auch endlich ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen ...

Davor waren sie zu viert im Tierpark Hellabrunn, wo Magdalena ihren Lieblingen, den Seehunden, bei der Fütterung zusehen durfte. Wie immer war es die reinste Zirkusnummer, wenn der Wärter den Tieren die Fische zuwarf, die sie elegant auffingen, manchmal sogar mitten im Sprung. Zum krönenden Abschluss gab es im Zoorestaurant Schnitzel und Fritten mit Majo und Ketchup bis zum Abwinken.

Der ganze Tag läuft so ab, wie Magdalena es sich vorgestellt hat. Jetzt, wo ihr Vater endlich genügend Zeit für sie, ihre kleine Schwester und ihre Mutter hat – und zwar genau in dieser Reihenfolge.

Wenn sie ganz ehrlich ist, dann ist Isabelle momentan an die erste Stelle gerückt, aber ihr Vater nimmt sich doch wesentlich öfter Zeit für seine große Tochter als früher.

Früher – das heißt in der Zeit, als er noch Kriminalhauptkommissar bei der Münchner Kriminalpolizei war. Genauer gesagt bei der Mordkommission.

Aber kurz vor Isabelles Geburt hat er das Versprechen wahr gemacht, das er Magdalenas Mutter bei seinem letzten großen

Mordfall gegeben hat, und den Dienst bei der Kripo an den Nagel gehängt.

Und zwar nicht nur bildlich, sondern tatsächlich vor den Augen seiner Frau und seiner Tochter.

Es war am ersten Abend, als sie wieder zusammen in ihrer alten Wohnung waren und Paul Simon frisch aus dem Krankenhaus entlassen worden war, nachdem er den bösesten aller Bösewichte zur Strecke gebracht hatte. Den, der Magdalena entführt hatte. Magdalena selbst hat fast keine Erinnerung mehr daran. Der Schock und ein Drogencocktail haben alles hinter einem dicken, undurchdringlichen Nebel des Vergessens verschwinden lassen.

Als sie die Wohnung betraten, bat Paul seine Familie gleich an die Küchentür. Magdalenas Mutter war damals im siebten Monat schwanger, deshalb war Isabelle sozusagen auch schon mit dabei.

Paul zückte mit großer Geste einen Nagel und schlug ihn zu Magdalenas Erstaunen wirklich mit einem Hammer mitten in den Türstock, um anschließend sein leeres Schulterholster daran aufzuhängen. Dann schwor er feierlich, damit vor Zeugen, seinen Beruf für alle Zeiten an den Nagel zu hängen.

Dort an der Tür hängt das Holster bis heute.

Noch am selben Abend versuchte Paul seiner älteren Tochter zu erklären, warum er nicht mehr Polizist sein wollte, natürlich in der Light-Version für Zwölfjährige.

Erstens, um mehr Zeit für seine Familie zu haben.

Zweitens, weil Amelie es so wollte, denn sie hatte Angst um sein Leben. Und um seinen Verstand.

Weil ihn – drittens – die Auseinandersetzung mit den bösen Menschen, mit denen er es in seinem Beruf zwangsläufig zu tun hatte, zunehmend innerlich vergiftet hat. Denn Paul Simons be-

sondere Gabe besteht darin, dass er sich wie kein anderer in die kranken Gehirne derjenigen hineinversetzen kann, die von der Polizei gesucht werden, weil sie unvorstellbar schlimme Dinge mit ihren Mitmenschen angestellt haben.

Dinge, die ein Vater seiner kleinen Tochter nicht einmal ansatzweise erzählen kann.

Paul Simon selbst hat große Probleme, die Bilder von Opfern und Tätern möglichst von sich fernzuhalten. Das gelingt ihm nicht immer, ganz im Gegenteil, sie fressen sich in seine Gedanken und in seine Träume. Wie Dämonen, in deren Adern statt Blut Säure fließt, die sie in sein Gehirn tropfen lassen. Dämonen, die ihn Nacht für Nacht heimsuchen und ihn krank machen.

Wenn er nichts dagegen unternimmt.

Und sich einen neuen Beruf sucht.

Magdalena hat die Erklärungsversuche ihres Vaters zwar nicht ganz verstanden, aber sie weiß, dass ihr Vater sie bei seinem letzten Fall nur mit knapper Not retten konnte, als der Bösewicht sie entführt hatte. Er selbst war dabei nur um Haarsbreite mit dem Leben davongekommen.

Und ein Leben ohne ihren Vater kann und will sie sich beim besten Willen nicht vorstellen.

Also fragt sie nicht weiter nach. Sie kann ihrem Vater auch schon vom Gesicht ablesen, dass es ihm verdammt schwerfällt, nur ansatzweise darüber zu sprechen.

Wenn Magdalena vor etwas Angst hat, dann ist es, dass das Böse wieder von ihrem Vater Besitz ergreift, wenn er sich noch länger als bisher damit auseinandersetzen muss. Vielleicht wird es sich später einmal ergeben, dass sie genauer nachfragt und detailliertere Antworten bekommt.

Später – nicht jetzt.

Denn jetzt ist Samstag, und Magdalena hat ganz andere Dinge im Kopf. Seit Wochen schon kreisen ihre Gedanken um ihr Lieblingsthema: ein eigenes Pferd.

Und weil sie nicht nur ein hübsches, sondern auch ein cleveres Mädchen ist, versucht sie ihre Eltern mit allen denkbaren Argumenten davon zu überzeugen, dass sie alt und verantwortungsbewusst genug ist, um zusammen mit ihrer Freundin ein Pferd zu versorgen.

Vielleicht ist heute so ein Tag, an dem ihr Wunsch endlich erhört wird. Magdalena hat in letzter Zeit bei ihren Eltern einige Bemerkungen aufgeschnappt, die darauf schließen lassen, dass sich in Sachen eigenes Pferd etwas bewegt.

Als sie unterwegs zum Zooparkplatz den Wald durchqueren und sich Magdalena gerade überlegte, wie sie das Gespräch möglichst geschickt auf das Pferdethema lenken könnte, hat ihr Vater auf einmal einen seltsamen Vorschlag gemacht. Nämlich dass Magdalena einen Wunsch frei hat, wenn sie ihren Papa innerhalb von zehn Minuten findet. Sie muss nur die Augen schließen und bis fünfzig zählen, während er sich versteckt.

Magdalena hat nicht lange überlegt, sofort die Hände vors Gesicht geschlagen und laut angefangen zu zählen.

Nun steht sie im Wald, wirft einen kurzen Blick auf ihre Daisy-Duck-Uhr und hält fieberhaft nach ihrem Vater Ausschau. Wenn sie ihn innerhalb des Zeitlimits abklatscht, gibt es endlich keine Vertröstungen mehr auf unbestimmte Zeit.

Magdalena weiß genau, was sie sich wünschen wird, und sie ist davon überzeugt, dass ihr Vater es ebenfalls weiß, deshalb wird er ihr es nicht allzu einfach machen.

Er spielt gern Spielchen, so wie seine Tochter auch.

Nach einem raschen Blick zu ihrer Mutter, die verstohlen mit dem Finger in den Wald zeigt, stapft sie mutig weiter. Lauscht

nach jedem Schritt und guckt vorsichtig hinter jeden Baum. Sie hört nur ihren eigenen Herzschlag und irgendwo im Wald ein wiederkehrendes Klopfen auf Holz, einen ratternden Stakkatorhythmus, den ein Specht erzeugt, wie ihr die Mutter erklärt hat.

Wo kann ihr Vater denn nur sein?

Magdalena scannt nicht nur die Rückseiten der Bäume sorgfältig ab, sondern auch den Waldboden. Denn sie hat nicht mehr viel Zeit, die Wette zu gewinnen.

Und nichts will sie in diesem Moment mehr als das.

Aber sie kann nirgendwo auch nur eine Spur ihres Vaters entdecken. Er ist wie vom Erdboden verschluckt.

Vorsichtig setzt sie Fuß um Fuß ins Unterholz hinein und versäumt es dabei nicht, auch nach oben zu blicken.

Der Boden ist weich und moosig und gibt bei jedem Schritt federnd nach. Trockene Zweige knacken. Etwas raschelt. Magdalena zuckt zurück, ein Vogel fliegt vor ihr auf und flattert in Panik davon.

Magdalena blickt wieder auf ihre Uhr.

Die zehn Minuten sind fast um.

Das darf doch nicht wahr sein! Jetzt ist sie so kurz vor dem Ziel ihrer Träume, und dann ist sie nicht in der Lage, ihren Papa zu finden. Allmählich wird sie nervös. So weit kann er in der kurzen Zeit doch nicht gekommen sein!

Da bewegt sich auf einmal der Waldboden neben ihr.

Magdalena wird es ganz mulmig ums Herz. Schließlich hat sie seit jeher eine blühende Fantasie.

Sie wagt noch einen tastenden Schritt, da steht auf einmal direkt vor ihr ein Monster, über und über mit Nadeln, Laub, Moos und Zweigen bedeckt, greift nach ihrem Knöchel und stößt dabei mit furchterregender Stimme aus: »Hab ich dich!«

Für einen Augenblick bleibt Magdalenas Herz stehen. Sie

zuckt zurück und schreit auf, weil sie im ersten Moment meint, ein halb verwesenes Wurzelwesen aus einer unterirdischen Höhle wolle sie packen und mit sich in sein finsternes Schreckensreich zerren.

Instinktiv macht sie auf der Stelle kehrt und rennt in kopfloser Panik durchs Dickicht davon. Dabei achtet sie nicht darauf, dass ihr dornige Zweige ins Gesicht schlagen, bis sie in den Armen ihrer Mutter landet, die sie umarmt und beruhigt.

Vorwurfsvoll sieht Amelie zu Paul hinüber. Er hat sich perfekt als Zombie getarnt, der sich nun ganz aus seinem Grab erhebt und näher kommt. Im Gehen klopf er sich Dreck und Laub ab und ist peinlich berührt, weil ihm klar geworden ist, dass er seiner Tochter eine Heidenangst eingejagt hat.

Magdalena löst sich aus der Umarmung ihrer Mutter und sieht ihren Vater mit Tränen in den Augen an.

»Mach das nie wieder, Papa, versprich mir das! Mach so was nie wieder!«

Dann boxt sie ihm wütend gegen die Brust, bis er vor ihr in die Hocke geht und sie an sich drückt.

»Es tut mir wirklich leid, Magdalena – ich wollte dich doch nur ein bisschen erschrecken, glaub mir ...«

Er sieht ihr in die Augen und hält sie an den Schultern auf Armeslänge von sich weg. Dann tupft er schuldbewusst mit seinem Taschentuch zwei Tränen und einen kleinen Blutstropfen von den Wangen seiner Tochter.

»Bist du noch sauer?«, fragt er.

Seine Tochter schüttelt tapfer den Kopf.

Paul umarmt sie noch einmal. Als er mit seiner Frau einen Blick wechselt, ist ihm anzusehen: Er weiß, dass er zu weit gegangen ist.

VIER

Auf dem Parkplatz vor dem McDonald's in Karlsfeld nördlich von München, umgeben von anonymen Hochhäusern, steht der matt lackierte Pick-up.

Es ist schon nach Mitternacht.

Immer wieder zuckt der Himmel im Süden hell auf. Fernes Wetterleuchten am Alpenrand und leises Donnernrollen, das zunehmend lauter wird. Ein schweres Unwetter kündigt sich an, aber noch ist es trocken. Nur gelegentlich auffrischende Böen spielen Vorboten und wirbeln staubige Windhosen durch die menschenleeren Straßen.

Ein schwarzer Jeep Cherokee schleicht an den wenigen parkenden Autos entlang und hält schließlich an, als er den Pick-up passiert. Der Fahrer lenkt seinen Wagen auf den Stellplatz daneben, schaltet Motor und Licht aus, wartet hinter dem Steuer. Der Motor klickt leise beim Abkühlen.

Schließlich steigt der Fahrer aus. Er ist über fünfzig, schwarz gekleidet, hat eine Vollglatze und ein grau meliertes Menjou-Bärtchen. Aus der Tasche holt er Zigarettenpapier und Tabak, dreht geschickt eine Zigarette, zündet sie an, inhaliert tief und sieht zum Himmel, der sich von seiner dramatischen Seite zeigt.

Die dunklen, tief hängenden Wolken schieben sich wie eine gigantische Brandungswelle von Süden herein, und indirektes Licht von Blitzen illuminiert für Sekunden die Fassaden der

Vorstadthochhäuser. Die Luft fühlt sich an wie elektrisch aufgeladen.

Es dauert eine Weile, bis das Donnerrollen wie eine akustische Wand heranrollt und sich endlich in einem heftigen Knall entlädt.

Der Mann mit der Glatze wirft seine Kippe weg, tritt sie aus und wirft einen Blick durch die Fenster des Restaurants.

Im hell erleuchteten McDonald's sind noch ein paar Leute. Der Laden wird in einer halben Stunde zumachen, es ist bald zwei Uhr in der Nacht.

Der Glatzenmann geht vor dem Pick-up in die Knie, tastet im hinteren linken Radkasten herum und holt einen radiergummi-großen GPS-Sender heraus, der dort mit einem Magneten befestigt war. Er wechselt die Batterie und überträgt die Daten auf den Laptop, der auf dem Beifahrersitz seines Jeeps liegt, dann bringt er den Sender wieder an derselben Stelle im linken Radkasten an.

Erneut sieht er sich um und schickt einen skeptischen Blick ans Firmament. Fingerfertig dreht er sich eine neue Kippe, die er aber nicht anzündet, sondern hinter sein rechtes Ohr klemmt. Er steigt in den Jeep Cherokee, lässt den Motor an und rollt langsam davon.

Die Scheinwerfer macht er erst an, als er auf die Straße fährt und Gas gibt.

Mit Blitz und Donner hat der nächtliche Himmel seine Schleusen geöffnet und den Unwetterwarnungen des Deutschen Wetterdienstes endlich Rechnung getragen: Jetzt schüttet es wie aus Kübeln.

Die Scheibenwischer des Jeep Cherokee tanzen auf Hochtouren, trotzdem gelingt es ihnen kaum, dem Fahrer eine akzeptable Sicht zu ermöglichen. Der Mann flucht, steuert aber sicher-

heitshalber die nächste Parkbucht auf der Autobahn an, um dort das Abebben des Starkregens abzuwarten.

Während sich draußen das Gewitter mit aller Macht ins Zeug legt, der Regen auf das Wagendach prasselt und gegen die Windschutzscheibe peitscht, angelt sich der Fahrer in aller Ruhe die fertig gedrehte Zigarette hinter seinem rechten Ohr und zündet sie an.

Jetzt fängt es auch noch an zu hageln.

Der Glatzenmann am Steuer macht das Innenlicht an und studiert auf seinem Laptop das GPS-Signal, das ihm genau anzeigt, wo der Pick-up-Fahrer seit der letzten Auswertung des Senders überall gewesen ist. Interessant für ihn ist vor allem die zuletzt aufgezeichnete Strecke, die den Pick-up ins Niemandsland unweit des Flughafens geführt hat.

Der Mann blickt hoch, als eine besonders wütende Windbö am Baum neben dem Jeep so heftig rüttelt, dass sogar der schwere Wagen ins Schaukeln gerät. Ein armdicker Ast bricht ab, der vor seinen Augen auf den Parkplatz rauscht und die Motorhaube des SUV um ein Haar verfehlt.

Er schaltet das Autoradio ein und hört sich den Straßenverkehrsbericht an, der ständig neue Meldungen von schweren Sturmschäden in München, Oberbayern und im Alpenvorland bringt.

Es dauert eine ganze Weile, bis sich das Gewitter ausgetobt hat und blitzend und grollend nach Nordosten abzieht.

Der Fahrer hat so lange die Arme vor der Brust verschränkt, die Augen geschlossen und gedöst.

Als der Regen endlich hörbar nachlässt, startet der Glatzenmann den Motor, setzt den SUV zurück, umkurvt den abgerissenen Ast und beschleunigt wieder auf die Autobahn, die er zu dieser Zeit und bei dem Wetter nahezu für sich allein hat.

Was jetzt noch aus den tief hängenden Wolken tröpfelt, ist ein normaler Landregen, ab und zu reißen schon erste Wolkenlücken auf.

Der Jeep Cherokee holpert im Schleichgang den Feldweg entlang, der auf die einsam gelegene Kiesgrube zuführt. Im Licht der Schweinwerfer hat der Fahrer Mühe, nicht vom Weg abzukommen. Er muss aufpassen, dass er nicht in einer der riesigen flachen Wassertümpel stecken bleibt, die sich durch das Unwetter gebildet und die Steppe des heißen Tages in eine nächtliche Seenlandschaft verwandelt haben.

Aber der SUV hat Allradantrieb und frisst sich mühelos selbst durch die tiefsten Wasserlöcher.

Schließlich ist der Mann am Rand der Kiesgrube angekommen, die er mit einem Zusatzscheinwerfer an seinem Jeep Cherokee ausleuchtet. Er steigt aus und sucht den Kessel der Grube mit seinem Feldstecher ab. An der alten Förderanlage entdeckt er etwas.

Mit aller Vorsicht steuert er den Jeep den schlammigen Zufahrtsweg hinunter und hält vor dem rostigen Ungetüm, das hoch in den fahlen Nachthimmel ragt.

Inzwischen ist ein blasser Dreiviertelmond zum Vorschein gekommen, der Regen hat aufgehört.

Der Mann richtet den starken Zusatzscheinwerfer auf das Förderband und steigt erneut aus. Er hat eine leistungsstarke Stabtaschenlampe dabei, die er anschaltet.

Überall tropft und gluckert es.

Im Licht seiner Lampe entdeckt er auf dem Förderband die Reste von Wassermelonen und Fetzen von einem Paketklebeband.

Offensichtlich hat er gefunden, was er gesucht hat, denn er wischt sich die nass gewordenen Hände an der Hose ab, steigt

wieder auf den Fahrersitz und lässt den Jeep den steilen Weg nach oben klettern, der sich wie eine Passstraße in Serpentinaen zum Rand hinaufwindet.

Dort angekommen, hält er an, greift zum Handy und tätigt einen Anruf.

»Er macht es!«, meldet er knapp, bevor er auflegt und wegfährt.

FÜNF

Südlich des Hirschgartens ist in den letzten Jahren eines der neuen innerstädtischen Viertel von München entstanden. Moderne Wohnbauten für hippe Leute mit dem nötigen finanziellen Background sind wie Pilze aus dem Boden geschossen. Bisher ungenutztes Areal neben den zum Hauptbahnhof führenden Gleisanlagen ist auf einmal zur Spitzenlage für Immobilienspekulanten geworden, die sich eine goldene Nase verdienen. Ein Ende des Baubooms ist nicht abzusehen, im Gegenteil, ein Wohn- und Bürokomplex nach dem anderen wird hochgezogen, es gilt als schick, hier zu wohnen und zu arbeiten.

Die Sonne steht immer noch hoch am wolkenlosen Himmel. Sie hat sich so richtig ins Zeug gelegt, um die Höchsttemperaturen des Jahres von gestern noch zu übertreffen.

Ein matt lackierter Pick-up fährt im Schleichtempo durch die zugeparkten Seitenstraßen. Der Mann mit dem Faible für Tattoos und Talking Heads ist auf seiner endgültigen Mission unterwegs. Er hat sein ganzes Leben auf dieses eine Ziel ausgerichtet. Er lässt vor seinem Inneren den geplanten Hergang noch einmal ablaufen, so wie ein Bobfahrer die Kurven auf dem Eiskanal mit geschlossenen Augen vor dem Start noch einmal mental durchgeht.

Trotzdem gibt es noch jede Menge Faktoren, die von Zufälligkeiten abhängig sind und die er nicht beeinflussen kann. In der Beziehung bleibt ihm nichts anderes übrig, als auf sein

sprichwörtliches Kriegsglück zu vertrauen, das ihn im entscheidenden Moment noch nie im Stich gelassen hat.

In diesem Augenblick weiß er plötzlich ganz genau, in welcher Gemütsverfassung Lee Harvey Oswald am Morgen jenes 22. November 1963 in Dallas, Texas, gewesen sein muss, als er von zu Hause aufbrach und sich mit einem Karton unter dem Arm als Mitfahrer im Auto eines Nachbarn auf den Weg zu seinem Arbeitsplatz im School Book Depository an der Dealey Plaza gemacht hat. Als der Nachbar ihn fragte, was er denn in seinem langen Paket dabei habe, antwortete Oswald: »Gardinenstangen.«

Beim Gedanken an diese Lüge muss der Mann mit den Tattoos schmunzeln.

Er hat seine »Gardinenstangen« im Kasten auf der Ladefläche. Und das, was er in diesem Moment fühlt, ist ein seltsames Zwittergefühl zwischen Hype und Todesverachtung. In der Gewissheit, dass nach seiner Tat nichts mehr so sein wird wie vorher.

Bei ihm nicht.

In der Stadt nicht.

Und im ganzen Land nicht.

Wenn es sein muss, kann ich immer noch abbrechen, denkt er, als er in die nächste Straße einbiegt, wo er nach einem Parkplatz Ausschau hält. Sollte ich ein ungutes Gefühl haben, könnte ich theoretisch meinen Kram zusammenpacken und mich wieder vom Acker machen.

Komischer Gedanke, der ihm da wider Willen und wider besseres Wissen durch den Kopf geistert.

Völlig unreal.

Oder ist es wieder diese innere Stimme, die sich in den Vordergrund schiebt und ihn dominieren will, obwohl er zeit sei-

nes Lebens nichts anderes getan hat, als sie zu verdrängen oder gleich ganz und gar zu ignorieren?

Ein vorzeitiger Rückzug ist eigentlich nicht einkalkuliert.

Einfach weil er es gewohnt ist, niemals zu kneifen und einen einmal in Angriff genommenen Matchplan immer bis zum Ende durchzuziehen. So ist er ausgebildet worden, so ist es ihm in der Praxis in Fleisch und Blut übergegangen.

Es war vorgekommen, dass er zusammen mit seinem Beobachter volle zwei Tage und Nächte in Stellung lag. Er als Sniper neben seinem Spotter, wie es militärisch korrekt heißt, in mörderischer Hitze am Tag, unter einem Tarnnetz, in Eiseskälte in der Nacht.

Stets bereit, ein plötzlich auftauchendes Zielobjekt zu identifizieren, es anzuvisieren und es auszuschalten.

Und anschließend Fersengeld zu geben, bevor sie geortet werden konnten und entsprechende Gegenmaßnahmen ergriffen wurden. Bevor die geballte gegnerische Feuerkraft auf die Stelle gerichtet wurde, an der die Feinde den Heckenschützen vermuteten. Dann brach dort die Hölle los, und kein Stein blieb mehr auf dem anderen.

Während Sniper und Spotter sich schon längst aus dem Staub gemacht hatten.

Das hat immer funktioniert, mehr oder weniger knapp, sonst wäre er nicht hier.

Aber das hier ist nun mal eine heikle Angelegenheit, insbesondere wenn die Aufgabe nicht darin besteht, in einer gottverlassenen Steinwüste von einem Hinterhalt aus einer Wagenkolonne aus fanatischen Taliban aufzulauern, sondern eine persönliche Mission ohne Geleitschutz und Funkverbindung mitten in einer europäischen Großstadt durchzuführen.

Ganz auf sich allein gestellt, ohne Spotter an seiner Seite,